

Fritz B. Simon



# Formen (reloaded)

Zur Kopplung von Organismus,  
Psyche und sozialen Systemen

Band 2 • Sätze 29–47  
Konstruktionen von Wirklichkeiten

Carl-Auer 

## 30.2 Die Kausalität unbewusster Verhaltensselektion kann entweder im **Organismus** als relevanter Umwelt oder in **sozialen Systemen** als relevanter Umwelt verortet werden.

Wenn wir »psychisches System« und »Bewusstsein« identisch setzen, dann ist klar, dass unbewusste Prozesse nicht in der Psyche »verortet« und nicht »kausal« zugeschrieben werden können. Bleiben also nur die beiden Umwelten: der Organismus des Individuums und das soziale System, durch dessen Spielregeln es sich in seinem Verhalten leiten lässt.

Die Hirnforschung zeigt, dass viele verhaltensbestimmende »Entscheidungen« getroffen werden, ohne überhaupt vorher ins Bewusstsein treten zu können (siehe das Zitat von Benjamin Libet unter Satz 30.1). Und dass die Erfüllung sozialer Erwartungen, die einem Menschen »in Fleisch und Blut übergegangen sind«, wie es so schön heißt, auch keiner bewussten Entscheidungen bedürfen, um das Verhalten zu leiten, kann jeder anhand eigener Erfahrungen überprüfen.

Da Bewusstsein sich immer nur **hier und jetzt** ereignet, ist es auf Irritationen durch die Umwelt des Organismus und irgendwelcher sozialer Systeme angewiesen.

Wenn man nach Parallelen zur Freudschen Psychoanalyse sucht (was nur begrenzt gelingen kann, da generell Theorien sich um logische Konsistenz bemühen und daher nicht einzelne ihrer Aspekte aus dem Kontext und ihrer spezifischen Logik der Argumentation gelöst und in andere Theoriearchitekturen eingebaut werden können), so wären sie am ehesten in seiner »zweiten Theorie des psychischen Apparats« zu finden. Dort konzeptualisiert er »Es«, »Ich« und »Über-Ich« als unterschiedliche Instanzen der Persönlichkeit.

Ohne hier also den Anspruch zu erheben, psychoanalytische Modelle in systemtheoretische zu übersetzen, kann doch eine gewisse Ähnlichkeit festgestellt werden. So betrachtet steht das **Es** für Impulse, deren unbewusste Herkunft aus dem Organismus stammt, das **Über-Ich** steht für die Repräsentanz sozialer Erwartungen, und das **Ich** wäre die dazwischen eingequetschte Instanz des Bewusstseins, die den Konflikt erlebt, der aus den Widersprüchen zwischen den Handlungsanforderungen beider Bereiche resultiert.

**30.3 Organismus:** Es gibt **angeborene** und im Laufe des individuellen Lebens **erlernte** Muster der individuellen Verhaltenssteuerung, deren materielles Korrelat im Organismus verortet werden kann (z. B. bedingte und unbedingte Reflexe, senso-motorische Muster).

Wenn ein Autofahrer reflexhaft (d. h. noch bevor er das Kind bewusst wahrnimmt) auf die Bremse tritt, wenn ein Junge, der seinem Ball hinterherjagt, auf die Straße läuft, ist das zweifellos ein erlerntes Verhaltensmuster. Auch wenn ein Pianist in Bruchteilen von Sekunden seine Finger über die Tasten fliegen lässt, ist die Koordination einzelner Muskeln nicht einer bewussten Entscheidung zuzurechnen – und die Perfektion des Spiels setzt nicht nur unendlich viel Üben voraus, sondern es wird obendrein durch eine mögliche Einmischung des Bewusstseins – z. B. des Nachdenkens darüber, wie richtig zu spielen ist – behindert.

Die Reihenfolge des Lernens ist offenbar, dass bestimmte Bewegungen zunächst **bewusst** ausgeführt werden müssen, um dann – Effekt der Wiederholung – irgendwann automatisiert und unbewusst ablaufen zu können. Das Beispiel äußerlich wahrnehmbarer Aktivitäten bietet sich hier der guten Beobachtbarkeit wegen einfach an, aber die Mechanismen des Übergangs einer bewussten in eine unbewusste Dynamik dürften sich bei geistiger Tätigkeit kaum davon unterscheiden. Auch Muster des Denkens oder Argumentierens können zunächst bewusst durchgeführt, eingeübt und dann irgendwann »wie im Schlaf« abgespult werden.

Dass es **angeborene Verhaltensmuster** gibt, ist bei einer großen Zahl von Tieren besser als bei Menschen zu beobachten. Sie sind

bereits kurze Zeit nach der Geburt in der Lage, für sich selbst zu sorgen, weil die dazu nötigen Verhaltensmuster nicht erst erlernt werden müssen.

Bei Menschen gibt es zu Beginn des Lebens nur wenige solcher Muster, wie etwa den Greifreflex (ein phylogenetischer Restbestand aus Zeiten, als sich neugeborene Menschenbabys an den Brusthaaren ihrer Mütter festhalten mussten; seit die Brustbehaarung bei Damen aus der Mode gekommen ist, ist dieser Reflex eigentlich überflüssig, aber so schnell ändert sich das Erbgut offenbar nicht). Die langsame Änderung von Genen dürfte auch der Grund sein, warum es für die Menschheit ein Vorteil ist, nicht allzu viele Verhaltensmuster per DNA vererbt zu bekommen. Denn das so vermittelte **Wissen** oder **Können** würde sie **lernbehindert** machen und ihr die Flexibilität nehmen, sich an Umwelten, die sich rasch verändern, anpassen zu können.

Aber es gibt erstaunlicherweise auch angeborene mathematische Fähigkeiten oder – falls dieser Begriff zu hoch gegriffen sein sollte – Fähigkeiten, die als Grundlage mathematischer Operationen bewertet werden können (»Subitizing«, s. unten).

Bei einigen angeborenen Verhaltensweisen ist es außerordentlich positiv, dass sie nicht erst erlernt werden müssen (Atmen zum Beispiel).

All human beings, regardless of culture or education, can instantly tell at a glance whether there are one, two, or three objects before them. This ability is called *subitizing*, from the Latin word for »sudden«. It is this ability that allows newborn babies to make distinctions discussed above. We can subitize – that is, accurately and quickly discern the number of – up to about four objects. We cannot as quickly tell whether there are thirteen as opposed to fourteen objects, or even whether there are seven as opposed to eight.

Lakoff, George a. Rafael E. Núñez (2000): *Where Mathematics Comes From*. New York (Basic Books), S. 19.

**30.3.1** In der Struktur des Organismus sind bereits vorgeburtlich Funktionsmuster vorgegeben, durch welche physiologische, das Überleben sichernde, **vegetative Prozesse** gesteuert werden, die entweder vollkommen oder zum großen Teil der Beeinflussung durch das Bewusstsein entzogen sind.

Hier sind vor allem intrakorporale Prozesse wie Verdauung, Aufrechterhaltung des Kreislaufs, Atmung etc. zu nennen. Es schafft einfach keiner zu beschließen, gut zu verdauen, das Herz schneller schlagen zu lassen usw., ohne irgendwelche Hilfsmittel dabei zu nutzen. Die schnellere (ob bessere?) Verdauung ließe sich durch die Einnahme von Rizinusöl erreichen, die Beschleunigung des Herzschlags durch einfaches Verlieben (aber das ist wiederum nur schwer durch bewusste Entscheidungen herbeizuführen ...).

Aber auch Prozesse der Aufmerksamkeitsfokussierung, der Steuerung der Wahrnehmung, der emotionalen Reaktionen sind vorgeformt und treten nicht ins Bewusstsein (aber die sind in der Regel dem Bewusstsein des erwachsenen, reflexiv auf sich selbst schauenden Individuums zugänglich). Es sind kognitive Prozesse, die für die Kopplung des Individuums an das soziale System, dessen Teilnehmer es ist, von zentraler Bedeutung sind.

Vor dem Hintergrund der in diesem Kapitel gegebenen Beschreibung von Bewusstseinszuständen umfasst aus Sicht der Hirnforschung und der experimentellen Psychologie das Unbewusste folgende Inhalte: (1) Vorgänge in Gehirnregionen außerhalb der assoziativen Großhirnrinde; (2) vorbewusste Inhalte von Wahrnehmungsvorgängen; (3) unterschwellige (subliminale) Wahrnehmungen; (4) Wahrnehmungsinhalte außerhalb des Fokus unserer Aufmerksamkeit; (5) alle perceptiven, kognitiven und emotionalen Prozesse, die im Gehirn des Fötus, des Säuglings und des Kleinkindes vor Ausreifung des assoziativen Cortex ablaufen; (6) Inhalte des deklarativen Gedächtnisses, die in Unbewusste abgesunken sind und (»vergessen«) werden können; (7) »verdrängte« Gedächtnisinhalte des autobiographischen Gedächtnisses.

Roth, Gerhard (2001): *Fühlen, Denken, Handeln. Wie das Gehirn unser Verhalten steuert*. Frankfurt a. M. (Suhrkamp), S. 218.

30.3.2 Verhaltens-, Interaktions- und Kommunikationsmuster, die im Laufe des individuellen Lebens erlernt wurden, sind, soweit sie automatisiert wurden, aktuell durch **intrakorporale Prozessmuster** (senso-motorische Muster/Muster der Hirnfunktion) zu erklären (= **Somatisierung**).

Hier sind auch all die Prozesse einzuordnen, die in der Psychoanalyse als unbewusst bezeichnet werden; vor allem die Gefühle, die mit bestimmten Beziehungskonstellationen verbunden sind.

Aber auch ganz simple Beispiele der Automatisierung von Verhaltensmustern wie etwa das Schalten beim Autofahren: In der Phase des Lernens erfordert es bewusste Entscheidungen, aber wenn die erst einmal eingeübt sind, werden die entsprechenden Verhaltensmuster automatisch abgerufen.

Wenn es um das eigene Verhalten in konkreten Beziehungssituationen geht, kann dies allerdings weit weniger ökonomisch und nützlich sein, als das unbewusste Wechseln vom

ersten in den zweiten Gang bei Beschleunigung des Autos. Wenn man immer dann, wenn man einer Autorität gegenüber steht, den »Gang einlegt«, den man in der Pubertät in der Beziehung zu seinem Vater »eingelegt« hat, dann dürfte es wahrscheinlich sein, dass das »Spiel« einen ähnlichen Ausgang nimmt, wie damals ... (was wahrscheinlich damals irgendwie – wenn auch sehr subjektiv – als »rational« zu bewerten gewesen sein dürfte, sich aber heute – ebenfalls subjektiv – als »irrational« erweisen könnte).

In solchen Fällen wäre es manchmal hilfreich, zu **ent-lernen** (was gelegentlich in Psychotherapien gelingt – manchmal aber auch einfach so ...).

Viele Schauspieler legen ihre Bühnenangst ihr Leben lang nicht ab, und ähnlich geht es Professoren mit ihren Vorlesungen oder Vorträgen. Dies spricht dafür, dass eine bewusste Kontrolle »von oben nach unten« (top-down) auf dieser Ebene nur beschränkt wirksam ist. Diese charakteristische Langsamkeit emotionalen Umlernens ähnelt sehr stark dem impliziten, subcortical vermittelten Lernen etwa von Fahrradfahren und Klavierspielen. Deshalb müssen wir davon ausgehen, dass emotionales Lernen, selbst wenn es bewusst erfahren oder gar induziert wird, in seinem wesentlichen Teil *subcortical-implizit* abläuft.

Generell können wir also sagen, dass die Wirkungen von unten nach oben stärker sind als die in umgekehrter Richtung. Wir kommen also aufgrund der hier ausgebreiteten Kenntnis über die neuronalen Grundlagen affektiver Zustände zu der jedem Menschenkenner vertrauten Einsicht, dass Gefühle den Verstand eher beherrschen als der Verstand die Gefühle. Das ist auch gut so, denn unsere konditionierten Gefühle sind ja nichts anders als *konzentrierte Lebenserfahrung*.

Roth, Gerhard (2001): Fühlen, Denken, Handeln. Wie das Gehirn unser Verhalten steuert. Frankfurt a. M. (Suhrkamp), S. 320 f.

### 30.3.3 Körperlich verankerte, individuell das äußere Verhalten (z. B. Mimik, Gestik, Gewohnheiten ...) steuernde Prozesse laufen **unbewusst** ab, sind aber der **Bewusstwerdung zugänglich**.

Unbewusste Prozesse sorgen für die Ökonomisierung des Denkens. Alles, was als »bekannt« kategorisiert wird, wird nach den bis dato bewährten »Rezepten« bearbeitet. Man kann dies – verharmlosend – als Gewohnheitsbildung verstehen. Man kann es aber auch Rückgriff auf etabliertes **Wissen** oder **Können** nennen (mit der bekannten Nebenwirkung, dass dies zu einer Lernbehinderung führt). Solche im Gehirn »verdrahteten« (also körperlich fixierten) Muster ändern sich nur langsam, sind aber – qua Selbstbeobachtung – erkennbar und dann, wenn auch mit Schwierigkeiten, beeinflussbar (man kann aber nicht einfach beschließen, dass sie nicht mehr wirken).

Ein guter Teil solcher Prozessmuster ist bereits frühkindlich erworben worden und der persönlichen Erinnerung nicht zugänglich, da die Zellen des Gehirns, die mit Erinnerung gekoppelt sind, erst im Alter von mehr als zwei Jahren reifen.

Das ändert aber nichts an der Möglichkeit, sie sich – gewissermaßen durch den Blick von außen auf sich selbst und sein Verhalten – bewusst zu machen.

»Erkenne dich selbst!« – war schon im klassischen Altertum ein guter Rat, denn man kann **sich** – d.h. seine psychodynamischen Muster und sein damit verbundenes Verhalten – immer nur **selbst** ändern (das ist die Konsequenz der »operationalen Schließung« autopoietischer Systeme: Es gibt keine **instruktive Interaktion**, was auch für alle therapeutischen oder pädagogischen Interventionen gilt).

Um Interaktions- und Beziehungsmuster zu verändern, ist es nicht nötig, ihre Historie

und Entstehungsgeschichte zu kennen (obwohl das auch nicht schadet), sondern man muss lediglich die Muster kennen – d. h. sich selbst »auf die Schliche kommen«. Dann hat man die Chance, die eigene Beteiligung an derartigen Mustern zu verändern und »einfach« etwas anderes zu tun als »gewöhnlich«. Denn derartige Handlungsimpulse können – wenn sie einmal bewusst sind – trotz ihrer körperlichen Initiierung gestoppt werden.

Nur wenn ein Geschehnis oder eine Aufgabe als *neu* und *wichtig* eingestuft wurde, z. B. im Zusammenhang mit dem Erfassen neuartiger Sachverhalte, neuer Bedeutungen von Objekten, Geschehnissen, Sätzen, dem Erlernen neuer motorischer Fertigkeiten, dem Vorstellen und Erinnern neuer, komplexer Inhalte, dem Aussprechen neuer komplizierter Sätze, dem Ausführen neuer Bewegungen, dem Lösen schwieriger Probleme, einer verwickelten Handlungsplanung, dem aktiven Erinnern von »Wissen«, dann wird das langsam arbeitende Bewusstseins- und Aufmerksamkeitssystem eingeschaltet, und wir erleben die vollbrachten bewussten Leistungen als »Mühe« und »Arbeit«. Dies ist umso mehr der Fall, je ungewohnter das Geschehen oder die Aufgabe ist. *Geistige Arbeit ist eben auch Arbeit und verbraucht entsprechend viel Stoffwechselenergie*. In dem Maße, in dem die Leistungen wiederholt werden, sich einüben und schließlich mehr oder weniger automatisiert und damit müheloser werden, schwindet auch der Aufwand an Bewusstsein und Aufmerksamkeit, bis schließlich – wenn überhaupt – nur ein begleitendes Bewusstsein übrig bleibt.

Roth, Gerhard (2001): Fühlen, Denken, Handeln. Wie das Gehirn unser Verhalten steuert. Frankfurt a. M. (Suhrkamp), S. 230 f.